



Christopher
Ross

Emily
und der
geheimnisvolle Wolf

Weltbild

Christopher Ross gilt als Meister des romantischen Abenteuerromans. Durch Bestseller wie »Hinter dem weißen Horizont«, »Mein Beschützer, der Wolf«, »Geliebter Husky« und die Romane der »Clarissa«-Saga wurde er einem breiten Publikum bekannt. Während zahlreicher Reisen und längerer Aufenthalte in Kanada und Alaska entdeckte er seine Vorliebe für diese Länder, die bevorzugten Schauplätze seiner Romane.

Mehr über den Autor: www.christopherross.de

www.facebook.com/christopher.ross.autor

Christopher Ross

Emily und der geheimnisvolle Wolf

Eine Kurzgeschichte

Weltbild

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Copyright © 2015 by Weltbild GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg
Covergestaltung: *zeichenpool, München
Titelmotiv: www.shutterstock.com
(© Kryvenok Anastasiia; © Antonov Roman; © Josef Pittner;
© Vibrant Image Studio; © Creative Travel Projects; © Denis Burdin; © Alex_Po)
Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-089-1

Emily blickte besorgt zum Himmel empor. Düster und leer wölbte er sich über Weeks Field, dem kleinen Flughafen von Fairbanks, Alaska. Schwere Wolken hingen über dem ehemaligen Baseballstadion und kündigten noch mehr Schnee an.

»Und Mike hat nicht angerufen?«, fragte sie. Ihre dunklen Augen suchten verzweifelt nach der Maschine ihres Verlobten, einer einmotorigen Stinson Detrouiter, in der er Urlauber zum Mount McKinley und Jäger in die unwegsame Bergwildnis der Brooks Range flog. »Ist er nicht mit diesem Fotografen unterwegs? Diesem jungen Kerl, der den Berg ganz aus der Nähe ablichten wollte?«

»Ein Verrückter?«, erwiderte Otto Snyder, der deutschstämmige Verwalter des Flughafens. Ungeachtet der Temperaturen, die auch an diesem Märztag unter den Gefrierpunkt gesunken waren, balancierte er eine kalte Zigarre zwischen den Zähnen. »Wenn er aus unserer Gegend käme, wüsste er, dass mit dem McKinley nicht zu spaßen ist. Ich hoffe, Mike fliegt nicht zu dicht an die Felshänge ran.«

»Solange er da oben keinen Looping dreht, bin ich schon zufrieden.« Obwohl Emily selbst einen Pilotenschein besaß und sich als »fliegende Tierärztin« einen

Namen gemacht hatte, wurde sie nervös, wenn Mike zu lange ausblieb. So wenig Angst sie hatte, wenn sie selbst unterwegs war, so sehr sorgte sie sich um ihn. »Bei diesen ehemaligen Zirkusfliegern weiß man nie. Er ist ein wilder Bursche.«

»Als ob wir das nicht wüssten«, sagte Otto lachend. »Kaffee?« Er führte sie in die Flughafenbaracke und reichte ihr einen dampfenden Becher. »Aber mit Passagieren an Bord geht er kein unnötiges Risiko ein. Ich nehme an, das Wetter am McKinley ist schlechter als hier, und er musste irgendwo in der Wildnis runter. Das würden Sie doch auch tun. Kein Grund, sich unnötig Sorgen zu machen, Fräulein. Der übernachtet irgendwo und kommt morgen früh wieder.«

Mit demselben Gedanken tröstete sich Emily auch schon die ganze Zeit. Eigentlich lächerlich für eine Pilotin, hier wie eine gewöhnliche Hausfrau zu sitzen und Trübsal zu blasen, dachte sie. Ich weiß doch, dass man bei schlechtem Wetter oft runter und irgendwo in der Wildnis übernachten muss.

»Nun hören Sie sich das an«, sagte Otto, der sich inzwischen hingesetzt hatte und Zeitung las. »In den Chugach Mountains treibt ein Wolfskiller sein Unwesen. Über ein Dutzend soll er zur Strecke gebracht und grausam verstümmelt haben. Als hätte er sich an ihnen gerächt. Wer macht denn so was?«

»Verstümmelt?« Sie hielt den Becher in beiden Händen. »Ich hab von Rancher und Farmern gehört, die ein

Rudel mit dem Gewehr vertrieben haben, aber ...«

»Nicht nur vertrieben«, fiel ihr Otto ins Wort. Er blickte nur kurz von der Zeitung auf. »Er muss tagelang durch die Berge gestreift sein und nach Wölfen gesucht haben. Ein Verrückter, glaubt der Marshal. Leider haben sie ihn nicht gefunden. Stellen Sie sich vor, er hat jedem Wolf mit dem Gewehrkolben ...«

Noch bevor sie etwas einwenden konnte, drang Motorengeräusch vom Himmel herab. Otto schaltete die Lampen ein und lief nach draußen. Sie folgte ihm zögernd. Sie war lange genug als Pilotin unterwegs, um den Motor einer Maschine erkennen zu können. »Das ist einer von Noels Piloten mit der Hamilton«, sagte sie. »Mikes Stinson Detrouiter höre ich auf hundert Meilen heraus.«

Emily wartete, bis der Pilot gelandet war, und begrüßte ihn lächelnd. Er gehörte zu den vielen Männern, die sich erst daran gewöhnen mussten, dass eine Frau am Steuerknüppel saß und auch noch als Tierärztin arbeitete. Spöttisch musterte er den dunklen Rock, der unter ihrem Anorak hervorragte. »Sie sehen heute so ... so anders aus«, sagte er. »Im Rock hab ich Sie noch nie gesehen.«

»Dass ich eine Fairchild fliegen kann und in einem Beruf arbeite, der bisher nur Männern vorbehalten war, heißt noch lange nicht, dass ich ständig in langen Hosen und Lederjacke rumlaufen muss«, konterte sie. Ihr Lächeln verschwand erst, als sie sich an den Verwalter

wandte. »Hatten für morgen früh nicht zwei Männer einen Flug mit Mike gebucht? Wann wollten sie denn losfliegen?«

»Gegen sieben Uhr, soweit ich weiß.«

»Falls Mike dann noch nicht zurück ist, übernehme ich die Fuhre. Er soll bei mir vorbeikommen, falls er doch noch heute Abend landet. Bis morgen, Otto.« Sie blickte den Piloten an und ahmte sein spöttisches Lächeln nach. »Nichts für ungut, Mister. Das nächste Mal komme ich wieder in Fliegerkleidung, okay?«

Um sechs Uhr morgens brach Emily zum Flugfeld auf. Sie trug ihre wollene Hose, die festen Stiefel und ihren Anorak und hatte ihre schulterlangen schwarzen Haare zu einem Knoten gebunden und unter einer Pelzmütze versteckt. Ihr Schal reichte bis über die Nase. Eiskalter Wind ließ sie die Augen zusammenkneifen.

»Sie sind früh auf, Fräulein Emily«, begrüßte Otto sie auf seine förmliche Art. Er schien Tag und Nacht in seiner Baracke zu verbringen. »Mike ist noch nicht hier. Ich hab mit dem Nationalpark telefoniert. Am McKinley soll es ziemlich gestürmt haben. Ich nehme an, er dreht ein paar Runden mit dem Fotografen.«

Emily wischte sich eine vorwitzige Haarsträhne aus der Stirn. Selbst in ihrer Fliegerkleidung wirkte sie attraktiv, vor allem wegen ihrer Augen und wenn sie den Schal hinunterzog und man ihre weiche Haut und den geschwungenen Mund erkennen konnte. »Meine Passagiere wollen in die Wrangell Mountains? Dann werde ich wohl erst nachmittags zurück sein. Sagen Sie Mike, er soll schon mal in dem neuen Steaklokal für uns reservieren.« Sie hörte Männerstimmen und blickte sich um. »Sie wollen bestimmt zu mir, Gentlemen.«

Die Männer blieben abrupt stehen, als sie die Stimme einer Frau vernahmen. Einer war um die vierzig, leicht

untersetzt und strahlte die Arroganz eines Mannes aus, der sich den meisten anderen überlegen fühlte. Der andere war seine jüngere Ausgabe, ungefähr achtzehn, und hatte den gleichen starren Blick wie er. Sie waren wie Jäger gekleidet, trugen Rucksäcke und hatten Gewehre dabei.

»Gordon Kelly«, stellte sich der Ältere nach einigem Zögern vor, »das ist mein Sohn Jimmy.« Er musterte sie von oben bis unten. »Eigentlich wollten wir zu Mike ... Mike Kendall. Er wollte uns in die Wrangell Mountains runterfliegen.«

Manchmal genoss sie die Blicke der Männer, wenn sie ihnen verriet, dass sie als Pilotin arbeitete. »Mike ist mein Verlobter. Er steckt am Mount McKinley fest, deshalb müssen Sie wohl mit mir vorliebnehmen.« Ihr Lächeln fiel spöttisch und auch ein wenig gemein aus. »Keine Angst, ich fliege nicht zum ersten Mal.«

»Eine Frau? Und ich dachte immer ...«

»... wir Frauen sind für so eine Arbeit nicht geschaffen? Vor zehn, zwanzig Jahren haben die meisten Männer so gedacht, Mister, aber jetzt haben wir 1930, und die Verhältnisse haben sich geändert. Wir Frauen dürfen wählen und studieren und sogar Flugzeuge steuern. Oder wollen Sie lieber auf meinen Verlobten warten?«

»Und noch einen Tag hier rumhängen? Wo steht Ihr Flugzeug?«

Sie führte die Männer zu ihrer Fairchild 71, einer zuverlässigen Maschine, die Platz für fünf Passagiere bot

und im selben knalligen Rot wie Mikes Stinson gestrichen war. Bubba, ihr Mechaniker, empfing sie mit erhobenem Daumen und warf einen misstrauischen Blick auf die Männer und ihre Gewehre. »Elche?«

»Mal sehen«, antwortete der ältere Kelly mürrisch.

Emily mochte die beiden Männer nicht. Sie waren mürrischer und einsilbiger als die meisten anderen Jäger, die mit Mike oder ihr flogen, und lange nicht so kumpelhaft. Kein Smalltalk, keine lockere Bemerkung, wie sie sonst unter Männern in der Wildnis üblich war. Jeder andere hätte ihren kleinen Vortrag über das gewachsene Selbstbewusstsein der Frauen mit einem Scherz kommentiert.

Sie kletterten in die Maschine und nahmen ihre Plätze ein. Emily winkte Bubba zu und startete den Motor. Noch immer wölbte sich ein dunkler Himmel über der Stadt, als sie die Maschine gegen den Wind startete und nach oben zog. In ausreichender Höhe drehte sie in einer Linkskurve nach Südosten. Sie folgte dem Valdez Trail, der Straße zur Küste, die sich als weißes Band unter ihr abzeichnete und auch in der Dunkelheit nicht zu verfehlen war.

»Die Wrangell Mountains«, sagte sie laut genug, um den Motor zu übertönen. Der Platz im Cockpit der Fairchild reichte nur für einen Sitz, und sie musste sich zu beiden Passagieren umdrehen. »Warum nicht die Alaska Range oder die White Mountains, die wären doch viel näher? Und Elche gibt es dort auch genug.«

»In den Wrangells waren wir noch nicht«, erwiderte Gordon Kelly, und es soll dort besonders viele Elche geben.« Seine Antwort klang wie eine Ausrede. »Ich hab die Karte der Wrangell Mountains lange studiert. Die Berge gefallen mir.«

»Die Gegend hat nicht den besten Ruf. Das Wetter wechselt schnell, und kälter ist es auch dort unten. Mindestens zehn Grad. Sie sind gut ausgerüstet?«

»Wir machen so was nicht zum ersten Mal, Miss.«

»Wir müssen das fragen. Sie glauben nicht, wie viele Männer schon in den Bergen umgekommen sind, weil sie schlecht ausgerüstet waren. Wenn wir unsere Passagiere nicht darauf hinweisen, bekommen wir Ärger mit den US Marshals.«

»Wir kommen aus Alaska, Miss. Wir wissen, was die verdammte Natur anrichten kann. Und was den schlechten Ruf der Wrangells angeht ...« Er klopfte seinem Sohn auf die Schultern. »Der kommt uns gerade recht. Es wird langsam Zeit, dass Jimmy sich auch in solchen Gegenden zurechtfindet. Richtig, Jimmy?«

»Richtig, Dad«, antwortete sein Sohn gehorsam.

Gordon Kelly nahm einen Schluck aus der Thermosflasche und reichte sie an seinen Sohn weiter. »Setzen Sie uns am Chitina River ab«, sagte er, »dort schlagen wir unser erstes Lager auf. Lassen Sie sich unseretwegen bloß keine grauen Haare wachsen, wir kommen mit jedem Wetter zurecht. Ist doch so?«

Wieder war die Frage an seinen Sohn gerichtet, und

wieder antwortete der junge Kelly gehorsam. »Natürlich, Dad.« Emily drehte sich um und beobachtete, wie sein Vater ihm die Thermosflasche reichte, und er angewidert das Gesicht verzog. Anscheinend war es kein Wasser in der Flasche. Gordon Kelly lachte überheblich, verschloss die Flasche und verstaute sie in seinem Rucksack.

Als Emily zur Landung ansetzte, ging über den Bergen im Osten bereits die Sonne auf. Schüchtern wie vor jeder Eisschmelze zeigte sie sich als verwaschener Fleck zwischen den Wolken und überzog die verschneiten Hänge mit rosafarbenem Dunst. Wie gewaltige Skulpturen ragten die riesigen Felsmassive in den Himmel, unterbrochen von dichten Mischwäldern und Flüssen und Seen.

Das verschneite Ufer war weit genug von den Bergen entfernt, um ihr keine Schwierigkeiten zu bereiten. Die Fairchild setzte sicher mit ihren Skiern auf und glitt eine Weile über den vereisten Schnee, bis sie zum Stehen kam. Sie ließ den Motor laufen, während die Männer ausstiegen und nach ihren Gewehren griffen.

»In einer Woche an dieser Stelle«, rief Gordon Kelly in den Motorenlärm.

»Geht klar. Viel Glück!«, verabschiedete sie sich.

Emily drehte die Maschine und startete, atmete erleichtert durch, als die beiden Männer unter ihr immer kleiner wurden, und sie endlich wieder allein war.

Noch während ihre Fairchild in Fairbanks ausglitt, schaltete sie den Motor aus. Sie öffnete die Tür und rief: »Ist Mike zurück? Sagen Sie mir schon, dass er hier ist!«

Bubba brauchte gar nicht zu antworten. Seine betrübte Miene war Antwort genug. »Er hat sich nicht gemeldet. Die Ranger wissen auch nicht, wo er abgeblieben ist. Aber an Ihrer Stelle würde ich mir keine Sorgen machen. So wie ich ihn und diesen jungen Fotografen kenne, warten sie noch ein paar Stunden ab, bis der McKinley wieder in seiner ganzen Pracht zu sehen ist. Dauert halt ein bisschen länger. Was soll's, Emily? Gehen Sie halt morgen Abend Ihr Steak essen.«

Emily ahnte, dass ihr Mechaniker wahrscheinlich recht hatte, dennoch gelang es ihr nicht, sich von ihrer wachsenden Unruhe zu befreien. »Mag sein, dass ich mich wie ein übervorsichtiges Dummchen aus den Staaten benehme, aber ich sehe besser selbst mal nach. Füllen Sie Benzin und Öl nach? Ich will gleich los.«

Während Bubba ihre Maschine startklar machte, ging sie zu Otto in die Baracke und ließ sich von ihm zu Kaffee und einem halben Sandwich einladen. »Ich weiß auch nicht, warum ich mir dieses Mal solche Sorgen mache«, sagte sie. »Vielleicht liegt's an den Kellys, die beiden haben mich ganz nervös gemacht.«

»Ein strenger Vater, der will, dass sein Sohn so wird wie er.«

»Ich glaube auch nicht, dass die Elche jagen wollen.«

»Sie meinen ...« Er ließ den Satz unvollendet.

»Keine Ahnung, Otto. Sie haben ihren Flug bei Mike bezahlt, und ich hab sie hingbracht und bringe sie wieder zurück. Alles andere interessiert mich wenig.«

»Aber es beunruhigt Sie.«

»Vielleicht hab ich nur eine schlechte Phase.«

Bubba rief, und sie wandte sich zur Tür.

»Passen Sie gut auf sich auf, Fräulein«, rief Otto ihr nach. »Sie wissen, wie gefährlich der McKinley ist. Wagen Sie sich nicht zu dicht an die Felsen heran.«

Sie lächelte. »Keine Angst, Otto. Ich weiß, wie weit ich gehen kann.«

In ihrer Fairchild gab es weder Sprechfunk noch konnte sie ihren genauen Kurs bestimmen, aber wie die meisten Buschflieger konnte sie sich auch ohne diese Hilfsmittel in der Wildnis orientieren. Der Weg zum Mount McKinley, der auch dann wie ein mächtiges Monument aus dem Land ragte, wenn sein Gipfel in Wolken lag, war besonders einfach. Sie brauchte nur den Schienen der Alaska Railroad zu folgen und dann Kurs auf den verschneiten Berg zu nehmen.

Über der neuen Park Road, die ungefähr fünfzehn Meilen bis zum Savage River führte, hingen düstere Wolken, als sie darüber hinwegflog. Auch ohne die dunklen Schatten zu sehen, die um den Mount McKinley lagen, wurde ihr klar, dass sie nicht mal auf zehn Meilen an den Berg herankommen würde. Zu unberechenbar war das Wetter an den Felsen, wenn der Wind schon jetzt so heftig gegen ihre Maschine schlug, dass sie Mühe hatte, sie waagrecht zu halten.

Dennoch flog sie weiter. Noch ungefähr zwanzig Meilen würde die Fairchild durchhalten, ohne dass Emily ihr Leben riskierte, vielleicht auch ein wenig mehr. Sie war eine erfahrene Pilotin, der nicht bei jedem Windstoß das Herz in die Hose rutschte. Die Fairchild war eine verlässliche Maschine, ein Arbeitstier, wie

ihre Erbauer behaupteten, das sich nicht so schnell aus der Ruhe bringen ließ.

Sie flog über den Savage River hinweg und sah die verschneiten Blockhäuser der Bauarbeiter am Waldrand. Sobald der Schnee geschmolzen war, würden sie den Bau der Park Road vorantreiben. Gut für Mike, denn die Straße würde noch mehr Besucher in den Nationalpark locken als bisher. Dann würde sie wohl öfter mit ihrer Maschine aushelfen müssen. Sie hatte jedoch nicht vor, ihren Beruf an den Nagel zu hängen. Sie flog für ihr Leben gern, aber genauso liebte sie ihren Beruf als Tierärztin. Sie hatte hart genug für ihr Diplom gekämpft.

Sie presste ihre Nase gegen das Seitenfenster und suchte den Boden nach Mikes roter Maschine ab. Trotz ihrer auffälligen Farbe würde sie nicht so leicht zu finden sein. Die Gegend um den Mount McKinley war so weit und groß, dass man selbst mit dem Flugzeug mehrere Tage, vielleicht sogar Wochen brauchen würde, um jede Schlucht, jedes Tal und jedes Flussufer abzusuchen. Eine unmögliche Aufgabe. Nur der Zufall konnte ihr zu Hilfe kommen.

Natürlich hatte sie kein Glück. Nachdem sie über eine Stunde über den Ausläufern des Mount McKinley gekreist war, hatte sie ein paar Elche und andere Tiere, aber keine rote Stinson Detroitter und keine Männer gesehen. Sie änderte ihren Kurs und flog etwas näher an den Berg heran, fühlte sich ein wenig unbehaglich, als

sie feststellte, wie schnell die Dunstfetzen an dem Bergmassiv vorbeiflogen. Hatte sie sich schon zu weit vorgewagt? Hatte sie die unsichtbare Linie überschritten, die ihren Flug zu einem unkalkulierbaren Risiko machte?

Eine wuchtige Windböe, die wie die Faust eines Riesen gegen ihre Maschine prallte und sie wie ein verletztes Insekt zappeln ließ, lieferte ihr die Antwort. Nur ein hastiger Reflex, der sie im rechten Augenblick den Steuerknüppel herumreißen ließ, bewahrte sie davor, gegen nahe Felsen geschleudert zu werden. Der Wind ließ sich nicht beeindrucken, riss beinahe wütend an ihrer Maschine, legte es darauf an, sie vom Kurs und gegen eine todbringende Felswand zu treiben.

Die Fairchild sackte wie ein defekter Aufzug in die Tiefe, fing sich wieder und wurde zu einem willenlosen Spielball des plötzlichen Sturms, bis es Emily mit einem gewagten Manöver gelang, sie aus der Gefahrenzone zu bringen. Sie entkam der bedrohlichen Faust mit letzter Kraft, nahm Kurs auf die Park Road und stöhnte erleichtert, als der Sturm nachließ und sie die Kontrolle über die Maschine zurückgewann. Mit schweißnasser Stirn ließ sie den Berg hinter sich.

»Ich weiß«, rief sie dem unsichtbaren Mike irgendwo in der Tiefe zu, »ich bin keine Anfängerin mehr und hätte es doch eigentlich besser wissen müssen. Bei so einem Wetter hält man sich vom McKinley fern. So wie du und dieser Fotograf es gemacht haben. Ihr habt die Stinson fest vertäut und sitzt da unten in eurem Zelt,

wärmt euch an einem Lagerfeuer und lasst euch die Vorräte schmecken. Und natürlich machst du dir keine Sorgen, weil du weißt, dass deine Verlobte eine erfahrene Pilotin ist und sich denken kann, was du gerade tust.«

Sie nahm Kurs auf Fairbanks. »Ich bin eine dumme Pute, Mike, das sehe ich ja ein, und kann froh sein, dass mich weder dieser Gordon Kelly noch ein anderer dieser ewig gestrigen Männer gesehen hat. Ich mach mir keine Sorgen mehr, okay? Ich leg mich ins Bett, und morgen oder übermorgen kommst du zurück, und wir gehen das große Steak essen, das mit dem dicken Fett- rand.«

Eigentlich wollte Emily an diesem Abend früh zu Bett gehen. Sie war todmüde vom vielen Fliegen und der Aufregung und hatte bereits die Lichter in ihrer Praxis gelöscht, als es klopfte. Mrs. Mallory stand mit ihrem Kätzchen vor der Tür. »Entschuldigen Sie, wenn ich Sie jetzt noch störe«, sagte die weißhaarige Dame, »aber ich glaube, meine Kitty hat sich wieder den Magen verdorben.«

Emily brachte es nicht übers Herz, sie abzuweisen. Obwohl sie ahnte, dass dem Kätzchen nicht das Geringste fehlte, und Mrs. Mallory nur kam, weil sie seit dem Tod ihres Mannes unter Einsamkeit litt, bat sie die alte Dame herein. »Dann wollen wir uns Kitty mal ansehen. Was haben Sie ihr denn zu fressen gegeben?«

»Frische Geflügelleber«, antwortete Mrs. Mallory. Sie legte ihr Kätzchen auf den Behandlungstisch und beobachtete mit sorgenvollem Blick, wie Emily es untersuchte. »Ich hab sie heute Morgen bei einem Farmer gekauft. Er weiß, dass ich meiner Kitty nur ausgesuchtes Fressen gebe. Sie ist doch in Ordnung, oder?«

Emily richtete sich auf. »Ja, Mrs. Mallory, Ihrer Kitty fehlt nichts. Sie hat höchstens ein bisschen zu viel von der Leber erwischt. Ist nicht weiter schlimm.«

»Sind Sie sicher, Doktor?«

»Ganz sicher«, antwortete Emily lächelnd. Und als sie sah, dass Mrs. Mallory keine Anstalten machte, sich zu verabschieden: »Möchten Sie vielleicht einen Tee? Ich habe heißes Wasser auf dem Herd stehen. Und ein paar von den Schokoladenkeksen, die Sie so gerne mögen, dürften auch noch im Schrank sein.«

Die Miene der alten Dame hellte sich auf. »Oh, das wäre nett.«

Wie immer, wenn Mrs. Mallory bei ihr zu Besuch war, schwärmte sie von einem Heim für herrenlose Tiere, für das sie schon seit Jahren sammelte. Bisher war es immer anderen Projekten zum Opfer gefallen. »Die Menschen haben kein Herz mehr für Tiere«, sagte sie. »Stellen Sie sich vor, vorgestern hab ich zwei Männer in der Stadt gesehen, die haben sich über den ausgestopften Wolf vor einem der Saloons lustig gemacht. ‚Wenn ich den umgelegt hätte‘, sagte einer der Männer ...« Sie versuchte, sich an die genauen Worte zu erinnern. »‚Wenn ich den umgelegt hätte, wären ein paar große Löcher in seinem Fell.‘ Ist das nicht furchtbar? Wie kann man nur so respektlos über ein Tier sprechen? Ich bin nur froh, dass er meine Kitty nicht gesehen hat, sonst hätten sie bestimmt was Schlimmes zu ihr gesagt. Ich verstehe manche Menschen nicht, Doktor Emily.«

Emily stellte ihren Teebecher auf den Tisch und blickte die alte Dame forschend an. »Die beiden Männer ... sahen sie sich ähnlich? Wie Vater und Sohn? Ein

kräftiger Bursche um die vierzig und ein eher schüchterner Junge?«

»Ja«, erwiderte Mrs. Mallory verblüfft. »Kennen Sie die beiden?«

»Und ob«, antwortete Emily.

In dieser Nacht tat Emily kaum ein Auge zu. Ihre Gedanken überschlugen sich, waren bei Mike, der irgendwo am Mount McKinley in seinem Zelt schlief und auf besseres Wetter wartete, und bei Gordon Kelly und seinem Sohn, die wohl nicht wegen der Elche in die Wrangell Mountains geflogen waren. Im Traum erschien ihr der Zeitungsbericht über den geheimnisvollen Wolfskiller, der auf grausame Weise über ein Dutzend Wölfe getötet und anscheinend noch immer nicht genug hatte. War Kelly dieser Mann? Half ihm sein Sohn beim Morden?

Nur aus Erschöpfung schlief sie mehrere Stunden, wälzte sich unruhig von einer Seite auf die andere, bis sie das langgezogene Heulen eines Wolfes aus dem Schlaf riss. Sie stützte sich mit beiden Händen auf der Matratze ab und blieb verwirrt sitzen, glaubte an einen Traum, als der Wolf erneut heulte, so laut und nahe, als stünde er direkt unter ihrem Fenster.

»Scars!«, flüsterte sie.

Sie lief barfuß zum Fenster und blickte auf den dunklen Schatten hinab. Nicht einmal Mike erzählte sie von ihren Begegnungen mit dem geheimnisvollen Wolf, der sie seit vielen Jahren besuchte. Ein Schutzgeist, behaupteten die Indianer, ein Geistwesen, das über sie wachte

und ihr schon so manches Mal das Leben gerettet hatte. Kein Grund, einer Gefahr furchtlos zu begegnen, denn er stand ihr nur bei, wenn ihm danach war. Manchmal benahm er sich wie ein Clown, der sie mit offenen Augen in ihr Verderben laufen ließ und sich über sie lustig machte.

»Scars! Bist du das?«

Der narbige Wolf trat zögernd in den Lichtschein der Straßenlampe und sank wimmernd in den Schnee. Aus mehreren Wunden sickerte Blut über sein Fell.

»Scars! Um Gottes willen!«

Sie zog sich notdürftig an und stürmte die Treppe hinunter. Im Vorbeigehen griff sie nach ihrer Arzttasche. Vor dem Haus blieb sie überrascht stehen. Scars war verschwunden! Hatte sie sich den Wolf nur eingebildet? Sie lief zu der Stelle, an der er zusammengebrochen war, und entdeckte Blutflecken im Schnee.

Mit der freien Hand rieb sie den blutigen Schnee zwischen den Fingern. »Du warst hier, Scars, oder träume ich immer noch? Du warst hier und bist schwer verletzt. Warum läufst du weg? Warum lässt du dir nicht helfen?« Sie blickte zu den nahen Bäumen, konnte weder den Wolf noch Blutspuren im Schnee sehen.

»Was tust du denn hier draußen?«, erklang eine vertraute Stimme.

Sie wandte den Kopf und sah Schwester Betty-Sue vor dem Seiteneingang des angrenzenden Krankenhauses stehen. Eine langjährige Freundin ihrer Mutter, die

häufig Nachtdienst schob und selbst in dieser Kälte zum Rauchen ins Freie kam.

»Betty-Sue! Ich dachte, ich hätte einen verwundeten ... Hund gesehen.«

»Hier war nichts, Emily. Ich stehe schon seit einigen Minuten hier.«

Emily bemühte sich um ein Lächeln. »Dann habe ich wohl schlecht geträumt. Ich hätte schwören können, hier hätte gerade ein blutender Hund gelegen.« Die Erwähnung eines Wolfes hätte die Schwester nur an ihrem Verstand zweifeln lassen. Nachdenklich kehrte sie zum Haus zurück. »Gute Nacht, Betty-Sue.«

Das ferne Heulen des Wolfes begleitete Emily in ihren Anbau. Scars zog sich in die Berge zurück. Sie wusste, auch ohne ihn zu sehen, dass er es war. Betty-Sue reagierte nicht, winkte ihr lediglich freundlich zu. Nur Emily hörte ihn.

In ihrem Schlafzimmer ließ sie sich angezogen auf ihr Bett fallen. Ein paar Atemzüge lang dachte sie gar nichts, sondern starrte nur zur Decke empor und versuchte, alle störenden Bilder aus ihren Gedanken zu vertreiben. Doch Scars gab keine Ruhe. Aus weiter Ferne meldete er sich noch einmal, als wollte er sichergehen, dass sie seine Botschaft verstanden hatte. Er war nicht verletzt. Mit seinem Erscheinen hatte er ihr nur etwas mitteilen wollen. Seine Artgenossen waren in Gefahr! Irgendwo gab es Wölfe, die sich in großer Gefahr befanden. In die Enge getriebene Tiere, die so stark bluten würden wie er, wenn

sie ihnen nicht zu Hilfe kam. Ein Hilferuf! Nicht sie war in Gefahr, sondern die Wölfe!

Sie musste etwas unternehmen. Auf einen bloßen Verdacht hin würden die Marshals bestimmt nicht eingreifen, sie hatten gar keine Handhabe gegen die Wolfskiller. Selbst wenn man sie verhaften würde, gäbe es keinen Grund, sie vor Gericht zu stellen. Die Wolfsjagd war nicht verboten. Die Zeitung hatte nur über die erschossenen Wölfe berichtet, weil der Killer mit unvorstellbarer Grausamkeit gegen die Tiere vorgegangen war. Sonst kümmerte ein toter Wolf niemanden.

Dass Gordon Kelly der grausame Wolfskiller war, stand für sie außer Frage. Sein seltsames und aggressives Verhalten während des Fluges, die Behauptung, Elche jagen zu wollen, obwohl die männlichen Tiere in diesen Wochen ihre Geweihe abwarfen und es kaum Trophäen gab, und der Bericht von Mrs. Mallory waren Beweis genug. Er und sein Sohn waren in die Wrangell Mountains gezogen, um so viele Wölfe wie möglich zu töten. Um sich auf blutige Weise an ihnen zu rächen, hatte es den Anschein. Es musste einen Grund dafür geben.

Nur wie sollte sie die aufgebrachtten Männer aufhalten? Sie war keine Superheldin wie Annie Oakley, die einen Killer wie Gordon Kelly mit einem Kunstschuss unschädlich machen konnte. Und sie war keine kaltblütige Rächlerin, die für Scars und die Wölfe in den Krieg zog und sie in den Bergen verhungern ließ.

»Mike«, flüsterte sie. »Du musst mir helfen, Mike!«

Noch vor Sonnenaufgang lief sie zum Flugfeld. Klagendes Wolfsgeheul, das aus weiter Ferne zu kommen schien, begleitete sie auf dem Weg zu ihrer Maschine. Bubba hatte sie aufgetankt und brauchte nur noch das Öl nachzufüllen, als sie ihm sagte, dass sie sobald wie möglich starten wollte. Wie immer, wenn sie in die Wildnis flog, hatte sie auch ihren Smith & Wesson dabei. Gegen wilde Tiere, die einem überall gefährlich werden konnten. Auf einen Menschen würde sie niemals schießen, vielleicht nur dann, wenn ihr eigenes Leben bedroht wurde.

»Willst du noch mal nach Mike suchen?«, fragte Otto, der ebenfalls vor Ort war und auf einer kalten Zigarre kaute. »Brauchst du nicht. Das Wetter soll sich rapide gebessert haben, hab ich mir sagen lassen. Der wird sicher bald hier sein.«

Sie überprüfte die Maschine und kratzte Eis von den Fenstern. »Ich will nicht zu Mike. Ich fliege zu den beiden Jägern, die ich gestern in die Wrangell Mountains gebracht habe. Ich hab den Eindruck, die führen irgendetwas im Schilde. Sag Mike, er soll zum Chitina River an die große Biegung kommen, falls ich noch nicht zurück bin, wenn er kommt.« Otto wollte etwas erwidern, doch sie fuhr ihm über den Mund. »Ich weiß,

was du sagen willst, Otto. Dass ich mich nicht unnötig in Gefahr bringen soll. Aber ich kann nicht anders.« Sie stieg in die Maschine und drehte sich nochmal um. »Ich passe auf mich auf, okay?«

Mit röhrendem Motor trieb sie die Fairchild in den dunklen Himmel. Der breite und mit Begrenzungspfählen markierte Valdez Trail hob sich auch im arktischen Zwielicht deutlich vom Boden ab und zeigte ihr den richtigen Kurs an, ohne dass sie sich an irgendetwas anderem orientieren musste. So tief, dass sie den Trail jederzeit im Blickfeld hatte, steuerte sie die Maschine nach Südosten.

Das Wetter war durchwachsen und stellte keine großen Herausforderungen an sie dar. Die Fairchild lag einigermassen ruhig in der Luft, trieb nur einmal ab, als sie ein unerwarteter Windstoß von Westen traf. Doch je näher sie den Wrangells kam, desto nervöser wurde sie. Immer öfter griff sie nach der Thermosflasche mit dem heißen Tee und der Tüte mit den Schokoladenkeksen. Sie hatte keine Ahnung, was sie tun sollte, wenn sie die Kellys beim Töten der Wölfe überraschte. Landen und ihnen die Leviten lesen? Zumindest Gordon Kelly würde sie auslachen und ihr sagen, dass sie sich zum Teufel schere sollte. Sie mit dem Revolver bedrohen und ihnen die Gewehre abnehmen? So etwas passierte nur in den Buffalo-Bill-Heften, die ihre Mutter so gerne las.

Sie beließ es bei den Gedanken und blieb auf dem

eingeschlagenen Kurs. Das Wetter wurde schlechter. Sie musste den Steuerknüppel jetzt mit beiden Händen halten und ständig mit den Rudern arbeiten, um die Maschine in der Waagrechten zu halten. Leichtes Schneetreiben kam auf und zwang sie mehrmals, den Kopf aus dem Seitenfenster zu strecken. Sie durfte auf keinen Fall den Überblick verlieren, wenn sie eine Bruchlandung vermeiden wollte. Am liebsten wäre sie sofort umgekehrt, aber das ferne Heulen des Wolfes, das immer noch in ihren Ohren nachhallte, trieb sie unaufhörlich vorwärts, dem Chitina River entgegen.

Über dem Fluss schienen das Schneetreiben und der Wind nachzulassen, doch die Lage war trügerisch, und als sie zur Landung ansetzte, traf ein gefährlicher Fallwind ihre Maschine und drückte sie mit voller Wucht nach unten. Sie reagierte augenblicklich, riss die Fairchild wieder hoch, konnte jedoch nicht verhindern, dass sie ins Trudeln geriet und sich viel zu schnell dem Boden näherte.

Gerade noch rechtzeitig fing sie die Fairchild ab und landete. Holpernd schoss die Maschine über den verharschten Schnee, bis sie in einer hohen Schneewehe steckenblieb und Emily beinahe aus dem Cockpit geschleudert wurde. Sie hielt sich mit beiden Händen am Armaturenbrett fest und starrte minutenlang auf den Schnee, der an ihrer Windschutzscheibe klebte, bevor sie ins Freie kletterte und sich wunderte, dass sie unverletzt geblieben war. »Oh verdammt!«, fluchte sie.

Schon auf den ersten Blick erkannte Emily, dass ihre Maschine zu stark beschädigt war. Durch die Bruchlandung hatte sich die Aufhängung der Skier verschoben, eine der Streben war gebrochen, und ein Start wäre zu riskant gewesen, besonders bei den unberechenbaren Windverhältnissen in dieser Gegend.

Kein Grund zur Panik. Otto Snyder und Bubba wussten, wo sie war, und wenn Mike nicht rechtzeitig zurückkam, würde ein anderer Pilot nach ihr suchen. Zur Not würde Bubba selbst in seine alte Jenny steigen, obwohl er ein weit besserer Mechaniker als Pilot war. Länger als einen Tag würde sie nicht warten müssen.

Sie sicherte die Maschine mit einigen Lederriemen und ließ den Blick über das Ufer und den nahen Waldrand schweifen. Nebelfetzen hingen dicht über dem schneebedeckten Boden. Es war empfindlich kalt, noch kälter als in Fairbanks, und eigenartige, fast gespenstische Stille ließ beide Seiten des zugefrorenen Flusses wie die einsame Landschaft eines fremden Planeten erscheinen.

Von Gordon Kelly und seinem Sohn war nichts zu sehen. Keine Spuren, kein Lager, keine Überreste eines Feuers. Und doch schien sie der leise stöhnende Wind vor einer drohenden Gefahr zu warnen, lag eine Bedro-

hung in der Luft, die beinahe mit den Händen zu greifen war. Wenn es böse Geister gab, wie die Indianer behaupteten, dann waren sie hier in dieser Einöde und warteten auf sie.

Sie überprüfte den Revolver in ihrer Anoraktasche, nur für alle Fälle, hängte sich den Rucksack mit der Notausrüstung um und machte sich auf den Weg. Ihre Stiefel gruben sich bis zu den Knöcheln in den verharschten Schnee, verursachten ein knirschendes Geräusch, das überlaut in der Stille wirkte. Sie handelte beinahe unter einem inneren Zwang, als müsste sie um jeden Preis die Wolfskiller aufspüren und ihnen das Handwerk legen.

Im Wald folgte sie ihrem Instinkt, hielt auf die Berge zu, und wollte gerade die Richtung wechseln, als sie etwas Dunkles im spärlichen Licht liegen sah. Eine dunkle Vorahnung ließ sie erschauern. Sie ging darauf zu, so langsam, als müsste sie Angst haben, der Schatten könnte zum Leben erwachen und sie bedrohen, doch dort gab es kein Leben mehr, nur Tod und Verderben.

Beim Anblick des toten Wolfs musste sie sich an einem Baum festhalten und hatte Mühe, sich nicht zu übergeben, so furchtbar war das Bild, das sich ihr bot. Mehrere Kugeln hatten den Wolf getötet und in den Schnee geworfen. Sie war in der Wildnis aufgewachsen und den Anblick toter Tiere auch als Tierärztin gewöhnt. Aber die Kellys hatten sich nicht damit begnügt, dem Wolf ein paar Kugeln in den Körper zu jagen. Sie

hatten mit einem harten Gegenstand auf ihn eingeschlagen, wahrscheinlich mit einem Gewehrkolben, und seinen Kopf bis zur Unkenntlichkeit zerschmettert. Der grausame Racheakt eines wütenden Killers.

Zögernd lief sie tiefer in den Wald hinein, stieß nach wenigen Schritten auf einen zweiten, dann auf einen dritten und einen vierten Wolf. Ein Rudel, das sie ange lockt und mit ihren Gewehren und Revolvern getötet hatten, wahrscheinlich aus sicherer Entdeckung, wo ihnen die Wölfe nicht gefährlich werden konnten.

Sie blieb stehen und atmete die frische Luft, die der Wind aus den Bergen mitbrachte, bis sie wieder einigermaßen bei Sinnen war. Am liebsten hätte sie laut geschrien vor Wut. Wölfe waren für sie keine feindlichen Wesen. Nicht nur durch Scars hatte sie eine besondere Beziehung zu ihnen. Sie schätzte ihre Fähigkeit, selbst unter extremen Bedingungen zu überleben, den Zusammenhalt der Rudel und ihren wachen Instinkt. Nur gegen die Heimtücke eines Menschen wie Gordon Kelly waren sie machtlos. Wenn Wölfe töteten, dann lautlos und ohne ihr Opfer durch Verstümmelungen oder andere Grausamkeiten zu verhöhn.

Nur widerwillig lief sie weiter. Sie stieß auf eine Lichtung, sah das Zelt der Kellys am Waldrand stehen und zwei weitere Körper im blutigen Schnee liegen. Zwei Wölfe, dachte sie, doch als sie sich ihnen näherte, erkannte sie Gordon Kelly und seinen Sohn, beide be-

wusstlos und scheinbar kaum noch zu retten. Ihre Anoraks waren teilweise zerfetzt und ihre Körper mit Bisswunden übersät. Überall klebte Blut. Ihr Puls war schwach, aber sie waren beide noch am Leben.

»Wölfe!«, sagte sie. »Haben sie euch doch noch erwischt!«

Sie stellte ihren Rucksack ab und versorgte die Verletzten notdürftig. Seltsam, dachte sie, während sie ihnen mit einem Stofftuch das Blut vom Gesicht wischte, Wölfe hätten den beiden die Kehle durchgebissen. Es sah beinahe so aus, als hätten sie nur einen Denkkarte erteilen wollen. Aber selbst der würde ihren Tod zur Folge haben, wenn nicht bald jemand mit einem Flugzeug erschien und sie ins nächste Krankenhaus brachte. Die Angreifer hatten ganze Arbeit geleistet.

»Scars«, flüsterte sie. »Warst du das?«

Sie warf ein paar Äste in die Glut, die vom Feuer der Wolfsjäger geblieben war, und zog die Verletzten vorsichtig ins Zelt. Gordon Kelly erlangte kurz das Bewusstsein, stöhnte vor Schmerzen und presste hervor: »Verdammtes Pack! Haben ... meine Kälber umgebracht ... meine Ranch ... sollen alle sterben!« Er nahm sie gar nicht wahr, schloss gleich wieder die Augen und verlor das Bewusstsein.

Ein Rancher, der seine Ranch verloren hatte, weil die Wölfe einige seiner Kälber umgebracht hatten? Deswegen ging man doch nicht auf einen solchen Rachefeldzug. Sie nahm an, dass noch mehr dahintersteckte, ihm

die Frau weggelaufen war, er etwas anderes angefangen und in den Sand gesetzt hatte.

»Ich komme wieder«, sagte sie zu den Männern.

Sie lief zum Ufer des Chitina River zurück und blickte besorgt zum Himmel. Das Wetter hatte sich gebessert. Zwischen den Wolken lugte sogar die Sonne hervor, allerdings nur als weißer Fleck, der sich im nebligen Dunst über dem vereisten Fluss zu verlieren schien. Die Bäume rauschten im Wind, der immer noch häufig drehte, einem erfahrenen Piloten aber kaum gefährlich werden konnte.

Sie sehnte sich nach Mike, nicht nur wegen der beiden Verletzten. Sie brauchte seine Nähe, seinen Atem, seine Stimme, seinen manchmal etwas derben Humor. Sein lausbubenhaftes Wesen hatte sie schon als junges Mädchen in den Bann gezogen, damals in Fairbanks, als sie sich zum ersten Mal begegnet waren. Und als sie sich vor etwas mehr als drei Jahren wieder getroffen hatten, war die alte Vertrautheit gleich wieder da gewesen. So unabhängig und eigenwillig sie beide waren, sie wussten beide, wie sehr sie den anderen brauchten, wie viel ihr der Ring bedeutete, den Mike ihr ausgerechnet während eines Loopings angesteckt hatte. Ein Heiratsantrag, wie ihn nur ein ehemaliger Zirkuspilot fertigbrachte.

Wie lange sie schon in Gedanken versunken am Ufer gestanden hatte, als endlich der ersehnte Motorenlärm ertönte, wusste sie nicht. Eine Stinson Detrouiter, die

rote Maschine ihres Verlobten, die zielstrebig auf die Flussbiegung zuhielt und wesentlich sanfter auf dem Schnee landete als sie. Mike kletterte aus dem Cockpit, und sie fielen sich in die Arme, küssten und liebkosten sich, bis ihnen die Luft wegblieb, und er lächelnd sagte: »Hast du mich vermisst, Emily?«

»Was für eine blöde Frage!«, erwiderte sie und küsste ihn erneut. Doch als er drauf und dran war, mit ihr in den Schnee zu sinken, gebot sie Einhalt und sagte: »Die Verletzten! Wir müssen so schnell wie möglich die Verletzten wegfliegen.«

Sie berichtete in wenigen Worten, was geschehen war, und führte ihn zu den Wolfsjägern. Mit einer notdürftigen Trage, die sie aus zwei schlanken Baumstämmen und einer Wolldecke bauten, brachten sie die Männer zur Stinson.

Als sie die Männer in die Maschine hoben, tönte das langgezogene Heulen eines Wolfes von den Bergen herab. Sie erkannte es sofort. »Scars!«, flüsterte sie.

»Was sagst du?«, erkundigte sich Mike.

Sie antwortete mit einem Lächeln. »Ach, nichts. Ich hab nur gesagt, dass ich dich wahnsinnig liebe. Aber lass dir das bloß nicht zu Kopf steigen, hörst du?«